

Karin Krapp: Die Alamannen. Krieger – Siedler – frühe Christen. Stuttgart: Theiss Verlag 2007. 160 S. Euro 29.90. ISBN 978-3-8062-2044-5.

„Lebendige Texte auf aktuellem Forschungsstand“ verspricht der Klappentext des Buches, das sich an kein Fachpublikum, sondern bewusst an einem größeren Leserkreis wendet. In acht Kapiteln wird nicht nur die Geschichte der Alamannen von ihren Anfängen im 3. Jahrhundert n. Chr. bis zum Sieg des Christentums im 8. Jahrhundert, sondern vor allem auch deren Kultur näher beleuchtet. Nach einem einführenden Abschnitt zur Genese und Frühzeit der Alamannen (S. 9–25) folgen zunächst zwei Abschnitte, die sich mit deren Verhältnis zu Rom (S. 26–43) sowie zu den Franken (S. 44–59) beschäftigen; anschließend wird dem Leser das Siedlungswesen im frühmittelalterlichen Südwestdeutschland vorgestellt (S. 60–79). Ein weiteres Kapitel thematisiert die Lebensbedingungen der damaligen Menschen (S. 80–101); auch der alamannischen Sachkultur – von der Keramik bis zur Holzbearbeitung – wird ein eigener Abschnitt gewidmet (S. 102–123). Im siebten Kapitel beschäftigt sich die Autorin dann mit der Gesellschaftsstruktur (S. 124–141). Abschließend werden noch die Jenseitsvorstellungen der Alamannen näher untersucht, wobei sowohl die heidnische Götterwelt als auch der Übergang zum Christentum betrachtet werden. Vielleicht hätte abschließend noch eine kurze Zusammenfassung oder ein Ausblick die inhaltliche Struktur des Buches abgerundet.

Um für den Leser eine besonders atmosphärische Stimmung zu erzeugen, wurde allen acht Kapiteln in markantem Rot jeweils die Kurzbeschreibung einer fiktiven Lebenssituation im Frühmittelalter vorangestellt. Optisch ansprechend sind auch die großformatigen farbigen Abbildungen auf fast jeder Seite, die die Lektüre auflockern. Wer allerdings schon ältere populärwissenschaftliche Publikationen zum Thema besitzt – etwa die beiden Begleitkataloge zu den Großen Landesausstellungen in Baden-Württemberg „Die Alamannen“ oder „Imperium Romanum“<sup>1</sup> – dem werden die meisten Abbildungen des neuen Buches recht vertraut vorkommen: nahezu das gesamte Bildmaterial wurde aus älteren themenverwandten Publikationen entnommen.

Mit umso größerem Interesse wendet man sich daher den Texten selbst zu. Diese sind von einem bewusst umgangssprachlichen Stil geprägt, der in dieser Konsequenz auch bei populärwissenschaftlichen Publikationen bislang selten anzutreffen ist. Ob dieses Experiment in sprachlicher Hinsicht allerdings immer geglückt ist, bleibt persönliche Ermessenssache. An Sätzen wie: „Ein Kaiser ohne Armee war nichts, und eine Armee ohne Kaiser ernannte eben einen“ (S. 12) oder: „Von Geburtshilfe hat ein militärisch gebildeter Arzt aber natürlich keinen Schimmer“ (S. 99) oder: „Adeliger zu sein war damals kein Kinderspiel“ (S. 101) kann man vielleicht Gefallen finden – man muss es aber nicht un-

1 Besprochen in Plekos 9, 2007, 55–61.

bedingt. Der Rezensent zählt sich zur zweiten Gruppe. Gewöhnungsbedürftig wirken auch Wortkreationen wie z. B. „Modellgräberfeld“ (S. 74) – gemeint ist hier ein besonders typisches Reihengräberfeld – oder „außeralamannisch“ (S. 75); Begriffe, die man in jedem Wörterbuch vergeblich sucht.

Während man bei Sprache und Stil vielleicht noch mit einem subjektiven Empfindungsvermögen argumentieren kann, weist das Buch leider aber auch eine große Zahl inhaltlicher Schwächen auf. Diese beginnen bereits bei nachlässig abgeschriebenen Eigennamen – z. B. „Simplicinus Genialis“ (S. 14) statt richtig: „Simplicinius Genialis“ oder: „Felix Reuter“ (S. 72) statt richtig: „Felix Teichner“. Die Fehler setzen sich fort über eine Reihe von kleineren inhaltlichen Unkorrektheiten: so war z. B. der römische General Postumus zum Zeitpunkt seiner Usurpation im Jahr 260 n. Chr. kein Konsul, wie fälschlich behauptet wird (S. 11). Ebenso unrichtig ist die Aussage, dass es im selben Jahr noch „etliche Limeskastelle“ gegeben habe, die „voll besetzt“ gewesen seien (S. 14). Und woher die Autorin die Gewissheit nimmt, dass in den rechtsrheinischen Limesgebieten nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft „zweifelsohne noch viele [sic!] romanische Siedler lebten“ (S. 70), bleibt ihr Geheimnis. Eine solche Behauptung lässt sich bislang, trotz intensiver Forschungen, weder historisch noch archäologisch belegen.

Ähnliche Sachverhalte finden sich leider in einiger Anzahl. Ein Satz zu den römischen Münzfunden nach 260 n. Chr. in Südwestdeutschland enthält sogar gleich zwei falsche Aussagen. Man liest dort: „Es handelt sich nämlich hauptsächlich um *solidi*, mit denen, wie der Name schon sagt, der Sold des römischen Militärs ausbezahlt wurde“ (S. 29). Schon ein kurzer Blick in die einschlägige Fachliteratur (Stichwort: FMRD [Die Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland]) zeigt, dass in den betreffenden Gebieten in der Spätantike praktisch keine *solidi* vorkommen und dass gerade diese Münzen dort zu den ganz seltenen Ausnahmen zählen und darüber hinaus die lat. Bezeichnung für „Sold“ *stipendium* lautet, während *solidus* das altfrz. *solde*, *sout*, frz. *sous* ergibt, wovon das deutsche Wort „Sold“ erst im Mittelalter abgeleitet ist.<sup>2</sup>

Zu der Vielzahl fachlicher Fehler, von denen hier nur einige stellvertretend angesprochen wurden, kommen schließlich noch eine Reihe von Aussagen, die bereits in sich widersprüchlich sind und die zumindest einem aufmerksamen Lektor hätten auffallen müssen. So lesen wir etwa zur medizinischen Versorgung bei den Alamannen: „Die Hinweise reichen aber aus, um festzustellen, dass Alamanniens Ärzte ein Großteil ihres Wissens von römischen Militärmedizinern übernahmen und weiterentwickelten“ (S. 99). Auf derselben Seite wird dann, und zwar nur wenige Sätze später, genau das Gegenteil behauptet: „Als dann die Römer das Dekumatland verließen, waren unter ihnen natürlich auch Hebammen und Ärzte. Die nachrückenden germanischen Heiler und Heilerin-

2 Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 19. Aufl. bearb. v. Walther Mitzka. Berlin 1963, 714.

nen hatten also gar keine Chance, deren Wissen kennen zu lernen.“ Einmal abgesehen von der Tatsache, dass es derzeit weder für die eine noch für die andere Behauptung konkrete Anhaltspunkte gibt, werden sich nicht wenige Leser an dieser Stelle fragen, was ihnen hier eigentlich mitgeteilt werden soll: war die Heilkunst der Alamannen nun maßgeblich von der römischen Medizin geprägt oder war sie es nicht?

Dass die Verfasserin es mit ihren Aussagen oft nicht sonderlich genau nimmt, weiß sie offenbar selbst. Gelegentlich lässt sie ihren Ausführungen nämlich Sätze wie z. B.: „Doch dies ist natürlich [sic!] reine Spekulation“ (S. 140) oder: „Das stimmt natürlich, aber auch wieder nicht.“ (S. 153) folgen. Spätestens an solchen Stellen fragt sich der Leser, welche inhaltliche Kost ihm hier eigentlich vorgesetzt wird.

Um nicht missverstanden zu werden: Der Rezensent begrüßt ausdrücklich das Erscheinen populärwissenschaftlicher Publikationen zu archäologischen Themen. Leicht zu lesende, in angenehmer Sprache verfasste Texte und fachliche Seriosität müssen sich dabei jedoch keineswegs gegenseitig ausschließen. Erfolgreiche Beispiele dafür hat etwa K.-W. Weeber wiederholt für den althistorischen Bereich geliefert: Sein kleiner, auch sprachlich gelungener Band über die antike Graffiti-Kunst: „Decius war hier“ ist z. B. gerade in der vierten Auflage im Verlag Artemis & Winkler erschienen. Zweifellos hat auch das hier besprochene Buch vom Thema und seiner Aufmachung her genug Potential, einen größeren Leserkreis bzw. mehrere Auflagen zu erreichen. Dass sich gerade in diesem Fall die Texte aus einer (für den Laien schwer erkennbaren) Mischung von Fakten, Halbwahrheiten, Spekulativem sowie nachweislich Unrichtigem zusammensetzen, ist mehr als bedauerlich. Bedauerlich auch deshalb, da die meisten Schwachpunkte des Buches bereits durch das Gegenlesen eines Fachmannes/einer Fachfrau sowie durch ein aufmerksames Lektorat vermeidbar gewesen wären.

Marcus Reuter, Xanten  
[Marcus.Reuter@lvr.de](mailto:Marcus.Reuter@lvr.de)